

Lyonel Trouillot

Yanvalou für Charlie

Roman

Aus dem Französischen von
Barbara Heber-Schärer und
Claudia Steinitz

liebeskind

Ich komme aus einem ganz kleinen Dorf. Das gehört zu den Dingen, die ich vergessen hatte. Für einen, der lange von der Hand in den Mund gelebt hat und allmählich die gesellschaftliche Stufenleiter hinaufsteigt, ist Erinnerung ein Luxus, keine Notwendigkeit. Meine Kollegin Francine, in der Kanzlei nennen wir sie »die Heilige«, überlässt sich hingegen dem Spiel der Erinnerungen, die sich im Kopf breitmachen, bis man ihn verliert. Sie denkt weit, weit zurück, und wenn sie wieder in der Gegenwart ankommt, laufen ihr Tränen übers Gesicht. Sie ist die Einzige in unserem Team, die sich mit solchen Übungen verausgabt. Sie ist sehr engagiert an der Klagefront, eine traurige junge Frau, die das Gestern beweint. Ganz im Gegensatz zu meiner anderen Kollegin, Elisabeth. Ich glaube nicht, dass Elisabeth überhaupt weinen kann. Nötigenfalls tut sie so und schafft es, alle Welt zu täuschen. Im Leben wie vor Gericht verhält sie sich so, wie es ihren Interessen am dienlichsten ist. Sie ist eine großartige Schauspielerin und simuliert alles, sogar Schönheit. Sie gilt als hübsch, im Gegensatz zu Francine, die wirklich schön ist und noch schöner wäre, würden sich nicht – als wollte sie sich ins rechte Licht rücken – auf ihrem Gesicht das Leiden ihrer Großmutter mütterlicherseits, ihrer Tanten, all ihrer nahen und entfernten

teren Verwandtschaft abzeichnen oder das von Mandanten, die keine Chance haben, ihren Prozess zu gewinnen, selbst wenn sie im Recht sind, etwa Fußgänger, die von einem Luxusauto angefahren wurden ... Francine ist sehr sensibel und macht es sich zur Aufgabe, für andere zu leiden. Ihr Ziel ist es, eines Tages eine NGO zu leiten. Die Männer laufen vor ihr davon, erschreckt von all dem Unglück, das sie mit sich rumschleppt. Elisabeth hat gelernt, Schönheit vorzutäuschen, wie sie gelernt hat, Begehren vorzutäuschen, um von den Männern, mit denen sie schläft, zu bekommen, was sie will. Elisabeth, das ist ein immenses Know-how im Dienst ihrer Interessen. Deshalb schätzt der Chef sie und traut ihr zugleich nicht über den Weg. Der Chef besitzt mehrere Villen. Seine Frau und er wohnen in der am weitesten von der Stadt entfernten. Es gibt Länder, da baut man Städte, Straßen, die zu den Städten führen, und Vororte. Hier baut man Vororte, aber auf keinen Fall Straßen, die dort hinführen, bis die Vororte sich für Städte halten und vor lauter Menschen, Mörtel und Dreck aus allen Nähten platzen. Dann verlassen die ersten Bewohner ihren Vorort und bauen sich einen neuen, wo zumindest für einige Zeit niemand sie stören kommt. Der Chef und seine Gattin wohnen weit weg von der Altstadt, oben in den Hügeln, »näher am Himmel«, wie die Chefin sagt. Die anderen Häuser, die sie besitzen, vermieten sie an Ausländer. So leben sie oben auf einem für Fußgänger gesperrten Hügel und zwingen ihre Bekannten, zu ihnen hinaufzufahren. Die Chefin gibt leidenschaftlich gern Empfänge für ihresgleichen, besonders, damit man ihr Komplimente

mente für die strahlende Schönheit ihres häuslichen Universums macht. Auf die Flut von Lobeshymnen antwortet sie mit dem immer gleichen Lächeln und den immer gleichen Sätzen, und wie sollte man da nicht applaudieren, es sind ja nette, harmlose Floskeln, die seit dem Vortag darauf gewartet haben, ausgesprochen zu werden: »Ihre Orchideen sind wundervoll.« »Sie brauchen Ruhe, um zu blühen.« »Was für schöne Hunde!« »Sie sind groß für ihr Alter.« Sprachlich ist sie eher für Banalitäten begabt. Den Chef stört das nicht. Strafende Blicke wirft er ihr nur zu, wenn sie sich als Kunsthistorikerin aufspielt und dabei Stile, Epochen und Gattungen durcheinanderbringt oder wenn sie das Image bürgerlicher Liberalität und die Interessen des Ehepaars gefährdet, indem sie gegenüber Unbekannten ihre Heidenangst vor Leuten aus dem Volk gesteht. Einmal kam sie völlig aufgelöst in die Kanzlei. Sie verlangte vom Chef, bei den Behörden den Abriss eines Häuschens durchzusetzen, das gerade einen Kilometer von ihrer Villa entfernt gebaut wurde. »Die werden uns doch nicht bis dorthin verfolgen.« Die! Die Chefin teilt Menschen und Dinge in einklagbare, rechtskräftige Kategorien ein. Sie geht davon aus, dass es alle so machen wie sie, und verwendet ausgiebig die 3. Person Plural, ohne sich mit der Erklärung aufzuhalten, auf welche Gruppe (Blumen, Hunde, Menschen, Maler, Bauarbeiter, Stadt- oder Landratten) sich dieser Plural gerade bezieht. »Die!« Der Chef gehorcht und handelt. Im Privatleben ergreift er nie die Initiative, und im Berufsleben wird ihm, abgesehen von der Bekanntheit seines Namens und einer relativen Geschicklich-

keit in der Kommunikation, kein persönliches Verdienst zugeschrieben. Die Kanzlei hat er geerbt und lediglich aus dem von Läden, Fußgängern und streunenden Hunden wimmelnden Zentrum in klimatisierte Räume im Neubaugebiet auf einem der Hügel verlegt. Dies ist ein Land der Berge, und allen ist das Ideal gemeinsam, die Gipfel zu erklimmen. Hin- und hergerissen zwischen Gestern und Heute und stets auf der Suche nach Ausgleich, hat der Chef es für richtig befunden, bei einem Schreiner die Kopie eines alten Möbels in Auftrag zu geben, dem »Schreibtisch mit fünfzig Fächern«, der Anfang des 20. Jahrhunderts sehr begehrt war. Sein Vater, heißt es, besaß ein Exemplar der Originalfabrikation. Unser Konsulent, ein alter Erbsenzähler, der schon in der Kanzlei des Vaters gearbeitet hat und kaum noch etwas sieht, behauptet, schon das sei eine Fälschung gewesen. Als ich in die Kanzlei eingetreten bin, war dieses falsche Original schon mit einem Haufen alter Akten in der Versenkung verschwunden und die Kopie im Wartezimmer unter dem Schwarz-Weiß-Foto des verstorbenen Gründervaters aufgestellt. Das ist das Erste, was man sieht, wenn man das Wartezimmer betritt. Alles andere wirkt modern. Die Einrichtung soll den Eindruck einer wirkungsvollen Kombination von Alt und Neu erwecken. Die Reichen sind nicht alle gleichaltrig und haben nicht unbedingt denselben Geschmack, deshalb muss man Wappen und Flitter, Tradition und Moderne, etwas für die Älteren und etwas für die Jungen verbinden. Im Gegensatz zum alten Inventar – dem »Schreibtisch mit fünfzig Fächern« und dem achtzigjährigen Kollegen, Legende aus ei-

ner anderen Zeit, der nur freitags kommt und keine Fälle mehr übernimmt – gehören die Mädchen und ich zur Moderne: »Sie sind jung, aber brillant, ich habe volles Vertrauen zu ihnen«, sagt der Chef in unserer Gegenwart. Wenn der Mandant nicht überzeugt ist, schließt er sich mit ihm ein und flüstert, um ihn zu beruhigen: »Ich überwache die Entwicklungen in Ihrem Fall persönlich. Meine jungen Leute sind voller Elan, aber leider jung. Und Maître Martial, unser Konsulent, ist erfahren und klug.« Das ist ein ganz normales Rollenspiel – eine Verkaufsstrategie wie viele andere, die den Mandanten beruhigt und unsere Eigenliebe nicht verletzt. In ein paar Jahren werden wir es hier oder anderswo genauso machen. Hinter einem Berg liegen weitere Berge, sagt das Sprichwort, und alle Leute, mit denen ich verkehre, beteiligen sich wie ich an dieser Kletterkultur. Wer träumt schon von der Ebene? Selbst wenn man von dort kommt – ich muss es ja wissen –, kämpft man lieber darum, alles von oben herab zu betrachten, vor allem die anderen. Das habe ich früh begriffen, und ich behalte die Konkurrenz im Auge. Elisabeth steigt schnell auf und wechselt oft die Wohnung, jedes Mal höher hinauf. Auch ich bin schon ein gutes Stück weitergekommen. In meinem Rhythmus und auf meine Art. Ich verliere keinen Prozess, was sich allmählich herumspricht. Die Leute schätzen Gewinner, Siegen ist gesellschaftliches Kapital. Die vertraulichen Bemerkungen des Chefs gegenüber den Mandanten stören nur Francine. Nicht weil sie ihre Eigenliebe verletzen. Wir sind besser als der Chef, das weiß er ebenso wie wir, aber wir wissen auch, dass in jedem Beruf der Ange-

stellte besser sein muss als der Erbe, bei dem er angestellt ist. Francine täuscht sich oft in anderen und in sich selbst, immer mit ehrlicher Überzeugung, und glaubt bis zur Naivität an die Kraft der Wahrheit. Sie wirft dem Chef vor, nicht die Wahrheit zu sagen. Eine Zeit lang ging es mit der Kanzlei bergab, sie gewann keine Mandanten mehr. Die Renten des Chefs würden für seine eigenen Bedürfnisse und die weit größeren seiner Frau genügen, zudem hat seine Funktion als Syndikus von einem Dutzend Firmen – die er zum größten Teil dem Fleiß seiner Angestellten verdankt – seine Einkünfte sicher verdoppelt, aber er langweilte sich ohne Arbeit. Also neue Büros, ein neues Team. Neben der veränderten Umgebung war das Casting, ohne uns zu schmeicheln, hervorragend. Und der Chef kann vor Gericht zwar nicht glänzen, aber gut mit den Mandanten umgehen, wenn sie die Kanzlei erst einmal betreten haben. Seine Lügen sind reine Taktik. Alles, was man von einer Taktik verlangt, ist, dass sie zum Sieg führt. Lüge oder Wahrheit, Elisabeth kennt solche Kategorien nicht. Dieser Pragmatismus gefällt mir ganz gut. Ich habe den Charakter meiner Kolleginnen studiert, nicht aus Neugier – die anderen können sein, wie sie wollen, solange sie mich in Ruhe lassen –, sondern aus Notwendigkeit. Als der Chef meine Arbeit zu schätzen begann, riet er mir zu heiraten und pries die Vorteile der Ehe: Unterstützung durch eine tapfere Verbündete, die um ihrer eigenen Interessen willen auch die Ihren schützt, der Charme der Gewohnheit und ein Bereitschaftsdienst, um zwischen zwei Abenteuern Ihren Trieb zu befriedigen; und was das Berufliche angeht, vertrauen

die Leute die Verteidigung ihres Vermögens lieber einem verheirateten Mann an. Im Gymnasium hatte ich einen Lehrer, der sechs Tage in der Woche arbeitete und mit seinen Schülerinnen schlief. Wochentags fuhr er von einer Schule zur anderen. Sonntags gab er Privatstunden. Er unterrichtete Mathematik und Logik und sagte über sein Sexualverhalten und seine Vorliebe für junge Mädchen: Logisch, ich habe keine Zeit, anderswo nach Frauen zu suchen. Ich arbeite genauso viel und habe auch keine Zeit, anderswo zu suchen oder dauerhafte Beziehungen zu knüpfen. Nur selten nehme ich Frauen mit nach Hause, und ich verlange immer, dass sie gehen, sobald wir fertig sind. Dann setze ich mich mit einem Whisky und meiner Gitarre aufs Sofa und vergesse alles. Um auf den Rat meines Chefs zu hören, habe ich mich gefragt, welche meiner Kolleginnen eine gute Ehefrau wäre. Deshalb habe ich ihre Züge, den Umfang ihrer Taillen und ihr Temperament studiert. Ich habe auch genügend Informationen gesammelt, um ihre sexuellen Gewohnheiten beurteilen zu können. Francine vögelt selten, sie leidet immer. Sie erwartet förmlich, sich in einen Mann zu verlieben, der sie nicht liebt, vorzugsweise in den leitenden Angestellten einer Hilfsorganisation. Sie gehen ein oder zwei Mal essen. Vereint im guten Gewissen entdecken sie noch mehr Gemeinsamkeiten und reden davon, zusammenzuleben. Dann fällt dem Mann wieder ein, dass in Hilfsorganisationen viele Frauen arbeiten, die seine Einladung zum Essen nicht ablehnen würden. Also sieht er sich woanders um, und Francine be-reut, dass sie sich von den falschen Versprechungen eines

Aufreißers ohne Grenzen hat einlullen lassen. Wenn der Mann sie verlässt, zieht sie Elisabeth und mich ins Vertrauen. Einmal bin ich mit Francine essen gegangen. Ohne Folgen: Sie fand mich zynisch, und ich suche alles, bloß keine Komplikationen. Elisabeth ist ein anderer Fall. Ihr Körper ist nicht die schlechteste ihrer verhängnisvollen Waffen. Doch sie hat keine besonders poetische Vorstellung von ihrer Anziehungskraft. Sie hat mir und Francine Verse gezeigt, zu denen sie einen jungen Poeten inspiriert hat, gar nicht mal so schlecht. Dass er sie begehrt, schmeichelt ihr, aber mit ihm zu schlafen wäre überflüssig, denn ob er sie berührt oder nicht, er hat seine Inspirationsquelle schon gefunden. »Ich bleibe für ihn das Mysterium des Verborgenen.« Elisabeth ist eine Kämpfernatur, die nichts Überflüssiges tut. Sie ähnelt mir. Sie spielt gut und wir wären ein gutes Paar. Aber manchmal nimmt sie das Spiel zu ernst. Ich analysiere das System und wende dessen Regeln an, ohne sie mir zu eigen zu machen. Im Grunde habe ich weder Standpunkte noch Vorurteile. Auch Werte gehören zu den Dingen, die ich vergessen habe. Elisabeth leidet zumindest in einem Bereich an Aufrichtigkeit: Sie mag keine Schwarzen und vergöttert Mischlinge. Zu begreifen, dass es in einer ehemaligen Kolonie zum guten Ton gehört, Mischlinge als Freunde und Liebhaber zu haben, ist eine Sache. Aber wirklich zu glauben, dass die Hautfarbe einem Mann einen Vorzug verleiht, ist etwas ganz anderes. Diese Schwäche kann ich nicht nachvollziehen. Ein Vorurteil zu bedienen heißt nicht zwangsläufig, es zu teilen. Elisabeth und ich haben ein Mal miteinander geschlafen. Sie hätte

um ein Haar einen Fall verpatzt, weil sie voreilig war. Es sah schlecht aus. Sie hatte den Chef umgarnt, um den Fall zu bekommen. Er hatte nachgegeben, und es ging beinahe schief. Ich half ihr aus der Patsche. Ein Essen und eine Runde Sex in ihrer Wohnung. Es kostete sie Überwindung. Lust kann man nicht erzwingen. Den Vorgang zu wiederholen schien uns nicht zweckdienlich. Für unser Verhältnis blieb es bedeutungslos. Wir verstehen uns alle drei gut. Aber aus unterschiedlichen Gründen erscheint mir keine meiner beiden Kolleginnen als die richtige Ehefrau. Zudem, ohne sie kränken zu wollen, werden beide langsam älter, ich müsste etwas Jüngerer finden. Kurz und gut, da ich erst dabei bin, mir eine Persönlichkeit zusammenzubasteln, habe ich beschlossen, dass die Ehe noch warten kann, bis ich gefestigter bin in meiner Rolle als Anwalt für Unternehmensrecht ohne Vergangenheit und Gewissen. Ich weiß auch nicht, was für ein Ehegatte man sein muss, damit die Ehe eher Vorteile als Verdruss bringt. Erst wenn ich das verstanden habe, werde ich vielleicht ans Heiraten denken. Der Chef wiederholt seinen Rat bei jeder Gelegenheit: Vergiss nicht, Mathurin, ein Mann muss verheiratet sein. Danke, Chef, das kann warten. Maître Bayard. Wir nennen ihn alle Chef. Zu Beginn der Montagssitzung im Konferenzraum beglückwünscht er sich zu seinem Team und macht uns falsche Versprechungen hinsichtlich unserer Beförderung zu Teilhabern. Und wir glauben sie nicht. Wir arbeiten für ihn, er arbeitet für seine Frau. Sie gibt das Geld aus, das er verdient. Was sie nicht ausgibt, legt sie zur Seite. Für sich. Auf ihr eigenes Konto. Das hat Elisabeth

uns erzählt. Elisabeth kennt alle offenen Geheimnisse der Reichen. Sie ist so wenig reich wie Francine und ich, aber sie kann Reichtum besser simulieren als alle anderen. Deshalb halten die Reichen sie für eine der Ihren und ziehen sie ins Vertrauen. Alle Reichen kennen die Geheimnisse der Reichen. Weiß der Himmel, warum sie so viele Verrenkungen und Täuschungsmanöver darauf verschwenden, diese Geheimnisse vor den anderen, den Nicht-Reichen, zu verbergen, die kaum die Muße haben, sich um die Ehebruch-Konkurrenz und die aufblasbaren Busen der Damen der oberen Zehntausend zu kümmern. Elisabeth, Francine und ich sind Fast-Reiche. Das heißt, wir haben Arbeit in einem Land, in dem Arbeit Mangelware ist. Ein Diplom in einem Land, in dem alte Damen Sie auf der Straße oder vor einer Apotheke anhalten und freundlich bitten, ihnen eine Adresse oder ein Rezept vorzulesen, nicht weil ihre Augen im Alter so schlecht geworden sind, sondern weil das Leben ihnen nicht die Zeit und die Mittel gegeben hat, lesen zu lernen. Wir haben auch einen Status und eine Zukunft. Mit ein bisschen Glück werden wir die gesellschaftliche Stufenleiter noch weiter hinaufsteigen, und eines Tages werden wir wohl der Chef von jemand sein und im Konferenzraum Sitzungen leiten. Fast-Reiche. Gemäß der Einheit von Gegensätzen sind wir auch Fast-Arme. Ein Ausrutscher, ein Zwischenfall, und alles kann zusammenbrechen. Ich habe in der Kanzlei einen von uns ersetzt, der über eine Schmuggelaffäre gestolpert ist. Der Chef hatte ihn nicht für den Fehler bestraft, sondern für die Geschmacklosigkeit, sich erwischen zu lassen. In der Welt un-

serer Mandanten gibt es ohnehin keine anständigen Menschen, höchstens Gefallene, die sich haben erwischen lassen. Die Strafe ist variabel: Bewährung, Fegefeuer, endgültiges Exil. Die wichtigste Variable ist die gesellschaftliche Herkunft: Je besser sie ist, desto kürzer ist das Exil. Alles tun und sich nicht erwischen lassen. Das ist die Anweisung des Chefs und das, wofür unsere Mandanten uns bezahlen. Francine wird nicht lange durchhalten. Sie lässt sich leicht von alltäglichen Dingen ablenken. Sie möchte ein beträchtliches Einkommen mit dem Gefühl vereinbaren, eine tugendhafte, hilfsbereite Staatsbürgerin zu sein. Ihre Zukunft sind die NGOs. Je weiter weg von der Wirklichkeit sie lebt, desto überzeugter wird sie sein, das Richtige zu tun, und desto schockierter von dem, was sie schockiert. Denn alles schockiert sie. Zum Beispiel schockiert sie, dass die Chefin des Chefs sechs oder sieben Mal im Jahr in die Vereinigten Staaten fliegt, um in Miami zu shoppen, im New Yorker Waldorf Astoria zu vögeln oder in Colorado Ski zu laufen, und nach ihrer Rückkehr in die Kirche Saint-Pierre de Pétionville läuft und zu Gott betet, jeden ersten Freitag im Monat bei einem Voodoo-Priester in Cayes-Jacmel Opfertgaben und Trankopfer darbringt und bei Botschaftsdiners durchreisende Weiße beglotzt. Mich schockiert nichts von all dem. Ich lade niemanden ein, seine Nase in meine Angelegenheiten zu stecken, und das Leben der anderen ist für mich kein Gesprächsthema. An dem Tag, als ich beschloss, das Gedächtnis zu verlieren, habe ich mir überlegt: Warum soll ich die Überlebens- und Sicherungssysteme bewerten, die die Leute für sich erfinden?

Heißt leben nicht genau das? Sonst macht man es wie Francine, die diese Leute tadelt, beklagt oder ablehnt. Ich tadle niemanden, ich beklage niemanden, ich lehne niemanden ab, und ich lasse mich nicht von alltäglichen Dingen schockieren. Den letzten emotionalen Schock hatte ich vor sehr langer Zeit, in einem anderen Leben. Heute berührt mich nichts mehr. Wenn ich abends nach Hause komme, arbeite ich an meinen Akten und setze mich danach mit einem Whisky und meiner Gitarre im Wohnzimmer aufs Sofa. Ich spiele nicht gut und nur für mich allein. Keiner nervt mich und ich nerve keinen. In zehn Jahren werde ich weitere Sprossen erklommen haben und in einem größeren Haus in einer weniger lauten Gegend wohnen. Das, in dem ich jetzt wohne, ist anständig, aber morgens, wenn das Leben erwacht, riecht die Straße nach Hühnerhof und man hört das Echo unflätiger Stimmen in der Ferne. Das Ziel des Spiels ist einfach: dem Geschrei zu entkommen. In zehn Jahren werde ich weit weg vom Geschrei sein, wie ein Chef. Meine Geliebten werden etwas schöner sein als jetzt. Abends werde ich es mir auf dem Sofa bequem machen, vor mir einen Whisky, und spielen, nur für mich allein. Ich kann sogar spielen, wenn der Fernseher läuft und ich nebenbei die Nachrichten höre, um über die aktuellen Diskussionen, Krisen, Katastrophen, das Leben der Stars und die großen Sportereignisse auf dem Laufenden zu sein. Es macht einen schlechten Eindruck, wenn man in Gesellschaft von einer Neuigkeit überrascht wird. Alles Übrige ...